

Wiesbadener Tagblatt.

40. Jahrgang.
Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis:
In Wiesbaden und den Landorten mit Zweig-
Expeditionen 1 M. 50 Pfg., durch die Post
1 M. 60 Pfg. für das Vierteljahr.

Verlag: Langgasse 27.

12,000 Abonnenten.

Anzeigen-Preis:

Die einspaltige Zeile für lokale Anzeigen
15 Pfg., für auswärtige Anzeigen 25 Pfg.,
Reclamen die Zeile für Wiesbaden 50 Pfg.,
für Auswärts 75 Pfg.

No. 325.

Donnerstag, den 14. Juli

1892.

Die Festsetzung der Lohnzahlung.

Bei der Erörterung der gewerkschaftlichen Lohnzahlung im Reichstage war von der sozialdemokratischen Partei mit Unterstützung auch anderer Parteien der Antrag gestellt worden, eine Bestimmung aufzunehmen, wonach der Lohnzahlung weder ein Samstag noch ein Sonntag oder Feiertag sein dürfe. Dieser Antrag ist in das Gesetz nicht übergegangen, da nicht einmal zur Aufnahme unter die statutarischen Befugnisse der Gemeinden als geeignet befunden worden, welche Lohn- und Abschlagszahlungen in festen Fristen erfolgen müssen, welche nicht länger als einen Monat und nicht länger als eine Woche sein dürfen. Die Ablehnung des erwähnten Antrages steht im Einklang mit den Ergebnissen, welche eine im Jahre 1888 den Fabrikinspektoren auftragene Darstellung der einschlägigen Verhältnisse zu Tage gefördert hat. Die Frage der Lohnzahlung gewinnt aber an Interesse angesichts der Einführung der Sonntagsruhe im Handel und Gewerbe und es verdient sich wohl der Mühe, daß die Betriebsunternehmer und Arbeiter einigermassen zur Prüfung derselben angeregt werden, um Klarheit darüber zu gewinnen, ob hier auch ohne gesetzlichen Zwang Änderungen hergebrachter Einrichtungen notwendig sind.

Was vor Allem den Sonntag als Zahlungstag betrifft, so ist er in der Industrie in nur geringem Umfang gewählt. Dagegen ist dies im mittleren und kleinen Gewerbe noch am weitesten verbreitet und eine diesbezügliche Erhebung, welche dies zweifellos bestätigen würde, ist von den Arbeitgebern in häuslicher Gemeinschaft sehr, wird hierdurch nicht der Fall ist, muß mit der Einführung der gewerkschaftlichen Sonntagsruhe die Zahlung am Sonntage verschwinden. Das Arbeitergesetz gebietet für sämtlichen Verhältnissen volle Sonntagsruhe und läßt nicht wie im Handels- und Gewerbe fünfständigen Betrieb zu. Es müßte als eine ungültig unbegründete Annahme bezeichnet werden, daß der mit dem Arbeitgeber nicht in häuslicher Gemeinschaft lebende Arbeiter unter Umständen eine größere Entfernung vom Geschäft oder in die Wohnung des Arbeitgebers am Sonntage zurückzuführen genötigt wird, um seinen Lohn in Empfang zu nehmen. Es kann und wird dies Geschäft nicht jeden Nachmittags für den Arbeitgeber auf einen geeigneten Zeitpunkt verlegt werden müssen.

Von weit größerer Bedeutung ist aber die Frage der Lohnzahlung am Samstag. Die bereits erwähnte Erhebung hat ergeben, daß nach althergebrachtem Brauche in der meisten großen Zahl der Betriebe — mindestens in 70 bis 80 pCt. aller Betriebe — der Samstag der Zahlungstag ist, daß die übrigen Wochentage nur in geringem Grade in Betracht kommen. Die Bedenken gegen den Samstag als Zahlungstag wurden übrigens im Reichstage von allen Seiten anerkannt, ohne daß man es gerade für zweckmäßig hielt, gesetzlich einzugreifen. Diese Bedenken bestehen vornehmlich

darin, daß es für die Arbeiterfrauen wünschenswert sei, an demjenigen Tage im Besitze eines größeren Geldbetrages zu sein, an welchem der Hauptwochenmarkt stattfindet, was bekanntlich am Sonntage nirgends der Fall ist. Beschränkt oder verbietet man nun am Sonntage die Kaufgelegenheit überhaupt, so gewinnt dieses Bedenken noch mehr an Bedeutung. Immerhin aber tritt es wesentlich zurück gegenüber den Bedenken, daß der Samstag und der darauffolgende Sonntag ohnedies eine feierliche Neigung zu überflüssigen Ausgaben erkennen lassen, welche natürlich durch den Besitz größerer Geldbeträge gefördert wird. In Zusammenhang damit will der „blaue Montag“ hauptsächlich auf die Samstagslöhne zurückgeführt werden. An manchen Orten hat man diesem tiefeingewurzelten, so ungewissen schädlichen Uebel durch die Verlegung der Zahlung auf einen anderen Tag erfolgreich entgegengetreten. Es ist ganz selbstverständlich, daß der Arbeiter namentlich in den größeren Städten am Sonntage eine Erholung sich überhaupt nicht verschaffen kann, ja kaum den Genuß der frischen Luft, wenn ihm nicht etwas Geld zur Verfügung steht. Andererseits ist bei schwachen Naturen die Gefahr des Zusammenstehens arbeitsfreier Zeit mit der Verfügungsmöglichkeit über den Lohn eine Gefahr, die gar häufig die Sonntagsfeier zu einem Zerbröckeln werden läßt. Die große Menge der soliden und sparsamen Arbeiter aber mit ihren Familien im berechtigten Genuß des Sonntags zu versetzen, weil eine Anzahl leichtfertiger denselben mißbraucht, ist wohl nicht angelegt, sagen die „W. N.“ mit vollem Recht. Im Allgemeinen muß man also den ablehnenden Standpunkt gegenüber den Verlegungsvorschlägen für richtig halten, und dies selbst im Hinblick auf die Einführung der Sonntagsruhe. Es mag richtig sein, daß die Schließung der Läden am Sonntage der Arbeiterfamilie vielfach die Befriedigung von Bedürfnissen erschwert, für welche erst am Samstag die erforderlichen Mittel zur Verfügung kommen. Hier wird eben am Samstag der Lebenskampf möglichst weit ausgedehnt sein, was allerdings den Prinzipien widerspricht, welche der Sonntagsruhe einen gewissen Einfluß aus auf die Vermeidung der Arbeit am Samstag einräumen. Wo aber der Arbeiter erst spät in der Nacht, vielleicht nach Zurücklegung einer größeren Entfernung zum häuslichen Herd kommt, wird durch eine richtige Einteilung des zulässigen Ladenbetriebes am Sonntage den Arbeiterfamilien die Möglichkeit gewährt werden können, ihre Einkünfte zu befragen. In anderen Fällen werden die Betriebsunternehmer gut thun, den Zahlungstag zu ändern, und hierdurch den Verhältnissen freiwillig gerecht zu werden.

Nachdruck verboten.

Prozess Buschhoff.

Der Kantener Anwalt vor dem Schwurgericht.

XVIII.

Wie gestern bestimmt worden, ging nun heute die Erörterung im Buschhoff'schen Prozesse vor sich. Mit dem Tage 7 Uhr

43 Minuten erfolgte die Fahrt von Cleve nach Boch und von da nach Kanten. Es waren selbstverständlich alle prozeßtheilhabenden Parteien anwesend, der Gerichtshof, die Staatsanwaltschaft, Verteidiger, Geschworene und Buschhoff selbst, welcher letzterer vor Wagen bereits in der Frühe von Cleve nach Kanten geschickt worden war; auch fast sämtliche Zeitungs-Redaktionen waren anwesend. Es sei von vornherein bemerkt, daß die sehr zahlreiche die Straßen säumende Bevölkerung sich absolut ruhig verhielt, daß keinerlei Demonstrationen stattfanden und daß, soweit wir bemerken konnten, wesentlichst Neugierde, wie man dieses stets bei solchen Anlässen beobachten kann, die Leute herbeigeführt hatte. Es fiel auch Niemandem ein, den Buschhoff im Geringsten zu insultieren. — Die meisten der Geschworenen, auch Richterhof und Geschworene, zogen es vor, den Weg vom Bahnhof nach der Stadt zu Fuß zu machen. Es wurde dann sofort die Erörterung vorgenommen. (Berichtserhalter und andere Personen hatten sich bereits vorher ein wenig orientiert, wobei hervorgehoben wurde, daß man überall die lebenswichtige Auskunft fand, und daß sehr wenige, wie Juden ohne Voreingenommenheit, lediglich sachlich geurteilt wurde.) — Das Gericht, Geschworene, Jünger u. kamen die Clevestraße entlang und bog in die Kirchstraße ein. Rechts an jeder Straße steht sich eine Mauer hin, an der sich in Wiesbaden die meisten befinden. Am Anfang dieser Mauer, also vor der Cleve- und Kirchstraße, ist der Breckstein, auf dem Gerhard Deister gestanden hat. Es befinden sich auf der rechten Seite der Straße keine Wohnhäuser mit Fenstern. Links an der Kirchstraße steht zuerst das große lange Kerker'sche Haus, dem folgt Schmiedler, Heiler, Müllenboom und das Buschhoff'sche Haus. Letzteres (unbewohnt) ist, namentlich wenn man sein Inneres betrachtet, ziemlich arg mitgenommen. Es soll übrigens in vergangener Nacht von fremden Radfahrern erst stark demolirt worden sein.

Geschichtshof, Staatsanwalt und Verteidiger, so wie Buschhoff, welcher letztere übrigens eine ruhige Haltung bewahrte und zum Teil in Buschhoff's Haus, nachdem der Vorlesung die Lage desselben erklärt hatte. An der Thür, durch welche nach Wülfers Angabe das Hindereingelassen worden, steht links (von der Straße aus gesehen) die Lebensleiter, dann kommt man in die schon früher genau beschriebenen unteren Wohnräume und zuletzt in das Schlafzimmer. In diesem demonstrirt Buschhoff und Müllenboom die Veranlagung der Thür. Man sieht einen mit Draht umwundenen Ringel, der an seiner Beweglichkeit durch die von Müllenboom eingeschlagenen Nägel verhindert wurde. (Dadurch also sollte dem unmöglich gemacht werden.) Vom Schlafzimmer führt die Thür direkt auf den zwischen Buschhoff's und Hermann's Haus sich befindenden Hofraum und von diesem gelangt man auf einen ziemlich geräumigen Platz, auf dem die Kinder zu spielen pflegten. Dieser Platz ist (vom Buschhoff'schen Hause kommend gesehen) rechts begrenzt von der klippigen Gartenmauer, in der sich ein Zäunchen befindet, gerade aus von der Fruchtscheune, in der man das geschlossene Tor sieht. An die linke Seite nach links die Ställe, von welcher man das offene Tor sieht. Seitwärts nach links liegen im Hintergrunde Häuser, von denen in Betracht kommt das Haus, in dem Wallmann wohnt. Vor diesem ist ein Aushang, auf dem sich jetzt ein Holzverfahls erhebt, der damals, als Wallmann die Hermine Buschhoff geleitet haben will, noch nicht in dieser Höhe vorhanden war — Wir nahmen selbst Gelegenheit, von dem Fenster, an dem Wallmann nach seiner Angabe gestanden hat, nach der Stelle zu sehen, wo die Hermine gegangen sein soll. Trotz des sehr hohen Anbaues, über den man hinwegsehen muß, kann man doch die an der betreffenden Stelle stehenden Personen gut erkennen. Diese Stelle ist dann ganz in der Nähe der Stallscheune. — Die sämtlichen Beteiligten begaben sich hierauf in die Stallscheune und von da in die Fruchtscheune. Der Weg erscheint für einen mit den Lokalverhältnissen Unbekannten recht complicirt und durchaus nicht bequem.

Die Fruchtscheune (Fundort) war nun Gegenstand genauer Betrachtung. Es wurde bezüglich des Richtes festgestellt, daß es

warf einen prüfenden Blick auf den Theil des Hauptes, den er in der heftigen Erregung mit der Hand berührt hatte. Hier war eine ziemlich große Stelle fast geschoren, in deren Mitte eine blutige Vertiefung auf eine schwere Verwundung schließen ließ. „Was ist das?“ fragte ich erschrocken.

„Eine österröische Kugel hat meinem Freunde den Schädel durchschlagen“, sagte Bernhart in seiner heiteren Weise, indem er seinen kranken Fuß auf dem vor ihm stehenden Stuhle ausstreckte. „Schändlicher Weise hat sich der österröische Schütze gerade den Moment zum Schuß angesetzt, wo Fernau den Kopf gewandt hat; ich muß das sofort hinzufügen, damit Sie nicht glauben, wir hätten dem feindlichen Feuer den Rücken gewandt. Uebrigens ist wohl keine ernste Gefahr mehr vorhanden, sonst hätte unser vortheilhafter Freund in Sch. uns nicht gehen lassen; in dessen werden Sie nicht nur das gebeugte Haupt meines melancholischen Freundes, sondern auch meinen Fuß in die vorige tadellose Ordnung bringen müssen. Es geht wieder besser, Aladar, nicht wahr?“ fuhr er heiter, zum Professor gewendet fort, der inzwischen wieder etwas Farbe bekommen hatte und sich nun mit gespanntem Blicken zu mir wendete.

Ihre Anrede, Herr Doctor, war eine so wunderbare und mich im innersten Herzen erschütternde, daß ich Sie trotz meiner Schwäche um eine Erklärung Ihrer Worte bitten muß. Was wissen Sie von mir und meiner unglücklichen Waise, wo gibt Ihnen das Recht, in das Allerheiligste eines graufamen Menschenwechs zu dringen, das ich nicht überwinden kann.

„Aber, Herrgutsfreund“, fiel ihm Bernhart mit mildem Ernst in die Rede, „wo sind denn Deine feierlichen Versprechungen, die Du mir gegeben, wo ist der erste Manneswille, der Deine Empfindungen gebietet, wo die Hoffnung, die in schönen, der Freundschaft geweihten Stunden schon begann, ihre Flügel um Dich zu breiten? Ich muß Dir

böse werden, wenn Du wieder den Vernichtungskampf gegen Dein Leben beginnst, aber das ich fast jetzt zu machen habe. Und nun, lieber Doctor, ist allerdings die Reihe der Erklärungen an Ihnen; ich habe Sie jetzt gefragt, daß Fernau's Unglück Niemandem bekannt wäre und sehe zu meinem Erstaunen, daß Sie, der Sie nie in Beziehungen zu meinem Freunde getreten sind, Kenntnis von seinen herben Schicksalen haben. Woher stammt es, was Sie wissen und was wissen Sie? Eine ruhige Mitteilung wird am ersten meinen geschlagenen Freund beruhigen. Und damit wir die eile Zeit nicht mit Hin- und Herfragen vergeuden, so schäme ich voraus, daß ich Fernau bereits während meiner Studienzeit, wenn auch nur flüchtig, auf der Universität der Hauptstadt kennen gelernt und ihn nach der unglücklichen Trautmann-Affaire, bei der wir Beide verwundet wurden, im Lazareth zu Sch. wiedergefunden habe. Der erste Tag von Trautmann ist für ihn ein ruhmschmerzlicher gewesen; (Aber nur stille, verzweifelte, Du darfst Dich nicht aufregen,) er hat als Compagnieführer mit nur wenigen Leuten eine verwerthungsbildende österröische Batterie erobert und dieselbe sofort mit glänzendem Erfolge gegen den Feind angewandt, bis sein tapferes Haupt im Sturme eines neuen Angriffs von einer österröischen Schützengraben getroffen und er nur wie durch ein Wunder von einigen Getreten aus dem Getümmel getragen und in Sicherheit gebracht werden konnte. Ich, von einem Granatsplitter am Ankel nicht schwer, aber schmerzhaft verwundet und in's Lazareth nach Sch. gebracht, hörte eines Tages von der herrlichen Waffenthat Fernau's erzählen und in der Erinnerung an unsere Studienbekanntschaft hat ich meinen Arzt bringend, mich doch in die Nähe des tapferen Mannes bringen zu lassen, um eine alte Bekanntschaft zu erneuern. Das geschah, wir erkannten uns, und Fernau, durch meine gute Laune, die ich mir schwer verkümmern lasse, vertraulich ge-

(18. Fortsetzung.)

Verföhnt.

Novelle von Ernst Richard Wulffow.

Ich zuckte zusammen, folgte aber mit aller mir möglichen Selbstbeherrschung dem Bilde Bernhart's und sah in der Ecke zwischen Ofen und Wand einen blassen, jungen Mann sich erheben, der eben ein Buch niederlegte und im Begriff stand, sich aus zu nähern. Als er sich meinen Namen wiederholte, sagte er ein wenig und gab mir Gelegenheit, in ein Knütteln von wunderbarer Manneschönheit zu flüchten, in das allerdings Sorge und Traurigkeit ihre eckelblichen Spuren gegraben hatten. An dem leuchtenden, kranken Auge allein erkannte ich schon denselben Mann, an dem sich jetzt mein volles Interesse heftete, er, den mein Vornam begonnener Brief auffuchen sollte, er stand in lebendiger Wirklichkeit mit freundlich grüßendem Munde vor mir. Ich ergriff seine Hand und sie in der meinen haltend, sprach zu ihm mit festem Wort:

„Ein Zufall, den ich glücklich preise, führt Sie mir entgegen, ich kenne Sie und liebe Sie herzlich, und weil ich weiß, daß Sie gerade und offene Wege gehen und schätzen, frage ich Sie mit dem eines Mannes würdigen Ernst: Wollen Sie noch des vorigen Sommers und lieben Sie die Gräfin Walecka noch mit Ihrer ersten reinen Liebe?“ Fernau erbeute und fuhr sich mit der Hand an den Unterlippe, während sein Gesicht von einer fahlen Blässe bedeckt wurde und seine Augen sich für einen Augenblick schlossen. „Mein Gott“, fuhr Bernhart dazwischen, „lieber Doctor, trennen hier auf, wie das leidenschaftliche Schicksal, das verurtheilt und getrümmert. Professor Fernau ist noch krank, so bitte ihn zu schonen.“

Meine ungestüme Gast berechnend sprach ich auf, trat an den Professor heran, drückte ihn sanft auf einen Sessel und

1870